

MÄNNLICHKEIT ERZÄHLEN

NARRATIVE GESCHLECHTSIDENTITÄT AN DER SCHWELLE ZUR NEUZEIT

Gliederung des Vortrags:

1. Prämissen und Probleme
2. Das Material
3. Die Inhalte
4. Die Muster

1. PRÄMISSEN UND PROBLEME

"Die Frau wird ständig an ihr Frausein erinnert, erlebt ihr Handeln nahezu durchweg als geschlechtlich konnotiert, [...] der Mann hingegen handelt nur in bestimmten Situationen als Mann, ansonsten aber als Mensch."¹ – so fasst Michael Meuser eine Beobachtung Georg Simmels zur Geschlechtersoziologie zusammen. Das Bewusstsein für die geschlechtliche Verfasstheit der eigenen Identität und mithin der eigenen Handlungsmuster ist für „Männer“ historisch gesehen eine extreme Neuheit. Für die Erforschung vormoderner Männlichkeiten impliziert Simmels Beobachtung erhebliche Schwierigkeiten: Wenn Mann-Sein mit Mensch-Sein, wenn Männlichkeit mit Menschlichkeit in weiten Teilen gleichgesetzt werden kann, dann bleibt sie für den Blick des Forschers nahezu unsichtbar. Was es für die Zeitgenossen bedeutete männlich zu handeln, zu denken, zu fühlen kann als isoliertes Phänomen nur in Ausnahmefällen untersucht werden. Für die Historikerin kann eine solche Feststellung aber kaum genügen, das Unterfangen aufzugeben, ist sie es doch gewohnt, ihre Fragen nicht an ein lebendiges Gegenüber richten zu können, sondern vielmehr aus dem bereits Gesagten auf das schließen zu müssen, was zumindest als Explizites ungesagt bleibt. So lässt sich Männlichkeit in vormodernen Texten zwar nicht unmittelbar fassen, begegnet uns aber immer wieder als unausgesprochenes, vages Positiv zu all dem, was als unmännlich und mitunter weiblich abgewertet wird. Ähnlich einem präödiपालen Jungen in der psychoanalytischen Entwicklungstheorie ist der Forscher in vielen Fällen darauf angewiesen Männlichkeit als Nicht-Nicht-Männlichkeit zu konstruieren. Die Aufmerksamkeit gilt also den Grenzziehungen, den Ab- und Ausgrenzungen, durch die das Feld der Männlichkeit abgesteckt wird.

¹ Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Wiesbaden 2006. S. 33.

Die Komplexität dieses Verfahrens steigert sich noch, will man nicht etwa die intellektuellen – also philosophischen, theologischen, medizinischen und juristischen – Spezialdiskurse sondern die Alltagsauffassungen vergleichsweise ungebildeter Laien in den Blick nehmen. Selbst wenn uns relativ viel Quellenmaterial – wie im Falle adliger Laien – zur Verfügung steht, lassen sich nur in Fällen der Abweichung Geschlechtervorstellungen direkt fassen.

Das Konzept der narrativen Identität lässt hier Möglichkeiten aufscheinen, auch jenseits von Defizitbeschreibungen Erkenntnisse über die Einstellung der Akteure zur eigenen Geschlechtlichkeit zu erhalten. Verstehen wir narrative Identität als die „Einheit des Lebens einer Person, so wie diese Person sie in den Geschichten erfährt und artikuliert, mit denen sie ihre Erfahrung ausdrückt“,² ist offenbar, dass die Kategorie Geschlecht hier eine wesentliche Rolle spielen muss; sie prägt die Selbsterzählung eines Menschen auf verschiedenen Ebenen. Auf die erste Ebene – diejenige der Erfahrung – können wir als Historiker aber immer nur vermittelt über die darübergelegten Schichten der Erzählung zugreifen. Prinzipien dieser Erzählung sind dem Psychologen Wolfgang Kraus nach folgende:³ Wohlgeformtheit, Plausibilität, Reduktion und Zielorientierung. Das bedeutet – in aller Kürze – die Selbsterzählung richtet sich nach gesellschaftlich vermittelten Erzählformen und bezieht einen Teil ihres Wahrheitsanspruchs aus der Einhaltung narrativer Konventionen. Aus der Menge der Erfahrungen eines Menschen werden immer nur die für die jeweilige Äußerungssituation relevanten in die Erzählung eingewoben. Das Verhalten gegenüber gesellschaftlichen Normen muss plausibel gemacht werden – gerade hier können uns Hinweise auf den Geschlechternormen ent- oder widersprechende Verhaltensweisen begegnen. Und zu guter Letzt orientiert sich jede Selbsterzählung an bestimmten sinnstiftenden Endpunkten, die in der narrativen Psychologie auch als „Meilensteine“ bezeichnet werden. Als solche Meilensteine fungieren Ereignisse bzw. Handlungen, die als zum „normalen“ Erfahrungsschatz jedes Mitglieds einer bestimmten Kultur bzw. sozialen Gruppe gehörig bewertet werden. Das können z.B. Verpartnerung, Nachkommenschaft, Sesshaftigkeit oder auch akademische oder berufliche Qualifikationen sein. Auch hier werden dem Geschlecht nach unterschiedliche Maßstäbe für das Erreichen oder eben Verfehlen solcher biographischer „Errungenschaften“ angelegt, sofern überhaupt dieselben Meilensteine angesetzt werden können. Gleichgültig wie ein Mensch sich persönlich zur Bedeutung bestimmter Meilensteine positioniert, immer wieder kann er in soziale Situationen geraten in denen er sich an ihnen messen oder seine Kritik deutlich artikulieren muss. Prozesse der Ich-Narration stellen damit nicht nur die Kohärenz der Selbsterfahrung her, sondern dienen zugleich der Positionierung innerhalb sozialer Gruppen.

² Widdershoven, G.A.M.: The story of life. In: Josselson: the narrative study of lives. 1993.

³ Ich beziehe mich im Folgenden auf Kraus, Wolfgang: Identität als Narration. Colloquium vom 22.04.1999.

2. DAS MATERIAL

Das von mir untersuchte Material gehört im Untersuchungszeitraum zu einer relativ neuen Gruppe von Texten. Selbstzeugnisse aus dem Laienstand erscheinen zunächst – und sehr vereinzelt – im 13. Jahrhundert. Sie gehören wie z.B. Ulrich von Lichtensteins „Frauendienst“ zu großen Teilen den literarischen Diskursen der Zeit an und orientieren sich dementsprechend primär an ästhetischen Mustern, damit geht ein hoher Grad an Fiktionalität einher. Für die genutzte Untersuchungsmethode ist diese Fiktionalität aber nicht zwangsläufig ein Hindernis, geht es doch darum plausible und wohlgeformte Erzählungen der jeweils eigenen geschlechtlichen Identität zu untersuchen. Mit gewissen Abstufungen lassen sich also Prinzipien idealer – mithin hegemonialer – ritterlich-adliger Männlichkeit aus diesen Selbstzeugnissen ableiten. Es geht mir dabei in besonderem Maße um bestimmte Handlungs- und Beziehungsmuster, die sich in Erzählinhalten und Erzählstruktur niedergeschlagen haben. Das Material aus dem die jeweiligen Erzählungen schöpfen können, variiert natürlich in vielerlei Hinsicht, bestimmte biographische Abläufe können aber für alle „ritterlichen Männer“ analog betrachtet werden. Das Verlassen der elterlichen Hofgemeinschaft, Ausbildung und Initiation in die Gruppe der Ritter, erste kämpferische Erfahrungen und der Erwerb von Frau und Herrschaft können für diese Gruppe als Meilensteine postuliert werden. Interessant ist nun welche dieser potenziellen Schlüsselereignisse tatsächlich in ritterlichen Selbsterzählungen wiederfinden lassen; wie sie erzählerisch umgesetzt werden und ob erkennbare Bezüge zum Geschlecht des Protagonisten hergestellt werden. Ich will mich im Folgenden nur auf einige Kernelemente konzentrieren; auf bestimmte Gegenstände, Personenkonstellationen und Ereignisse die bei der Lektüre immer wieder in ähnlicher Form behandelt werden. Dabei geht es mir nicht um den „Wahrheitsgehalt“ der Texte als Darstellungen realer Gegebenheiten, sondern um die Bedeutungszuschreibungen die explizit über sprachliche Attribute oder implizit über die Erzählstruktur zum Ausdruck kommen. Allen betrachteten Texte liegt dabei die bisweilen deutlich formulierte Intention zugrunde die eigene *Memoria* zu befördern und darüber hinaus für die eigenen Nachkommen oder andere junge Adlige Vorbilder und Handlungsanleitungen zu bieten. In dieser Hinsicht können wir ritterlichen Selbsterzählungen eine wichtige Funktion bei der Vermittlung männlicher Identitätsmuster unter Adligen attestieren.

3. DIE INHALTE

*„swer schildes ambet üeben will
Der muoz durchstrîchen lande vil“⁴*

Diese knappe Zusammenfassung ritterlichen Lebens legt Wolfram von Eschenbach dem Einsiedler und Ritter im Ruhestand Trevrizent im Parzival in den Mund. Der Äußerung geht eine umfangreiche Aufzählung der verschiedensten Orte voraus, denen immer wieder derselbe Handlungszusammenhang zugewiesen wird: Tjostieren. Zwar stellt Trevrizent auch den für die Literatur typischen Zusammenhang von Kampf und Minne her, die Zahl der Orte aber steht deutlich im Vordergrund. Die Form der Aufzählung von Reisezielen steht dabei keinesfalls isoliert, wie ein stark autobiographisches Lied Oswalds von Wolkenstein aus dem frühen 15. Jahrhundert zeigt:

*„Durch Barbarei, Arabia
durch Harmanei in Persia,
durch Tartarei in Suria,
durch Romanei in Turkia,
Ibernia,
der sprüng hab ich vergessen.
Durch Preussen, Reussen, Eifenlant,
gen Litto, Liffen, übern strant,
gen Tenmark, Sweden, in Probant,
durch Flandern, Frankreich, Engellant,
und Schottenland
hab ich lang nicht gemessen.“⁵*

Obwohl Oswald die Liste hier keinesfalls enden lässt, denke ich, das Exempel genügt, um den Charakter des Textes zu erahnen. Wesentlich ist hier die Zeitperspektive, die Reisen liegen in der Vergangenheit und werden mit einer Gegenwart kontrastiert, die ganz anders geprägt ist. Oswald beklagt sich intensiv darüber, dass er untätig auf seinem Stammsitz verweilen muss. Vor allem der Lärm seiner eigenen Kinder, die er aus Angst vor seiner Frau nicht zur Ruhe bringen kann, und die unhöfische Gesellschaft veranlassen ihn zu ausgiebigem Klagen. Die Bindung an einen Ort und die Beschränkung auf den sozialen Kreis der Familie, die hier nur aus Ehefrau und Kindern besteht, lassen ihn zornig werden. Diese emotionale Positionierung vermittelt, neben dem Konfliktzusammenhang der Ursache von Oswalds Situation ist, einen individuellen Blick auf die geschlechtliche Markierung von Räumen. Für die Vorstellungswelt des spätmittelalterlichen Adels ist der heimische Bereich eher weiblich markiert, während Männlichkeit sich primär im größeren sozialen Zusammenhang und jenseits der unmittelbaren Kernfamilie konstituiert. Die von Bourdieu beobachtete Verknüpfung von Männlichkeit mit Öffentlichkeit und Weiblichkeit mit Privatheit findet sich in dieser Vorstellungswelt

⁴ Parzival 499,9-10.

⁵ Oswald von Wolkenstein, Kl. 27.

in gewisser Hinsicht wieder.⁶ Georg von Ehingen, ein weiterer Autobiograph des 15. Jahrhunderts, drückt schon im Titel seiner Lebenserzählung die Bedeutung der Beweglichkeit im Raum für seinen Stand aus, der Zusammenhang zur Kategorie Geschlecht wird schon am Beginn seiner „Reisen nach der Ritterschaft“ deutlich: *„Und aber alß ich auff wuochs zuo den manbarn jaren und meiner sterckin befand, beduchte mich mir baß anzuostend zu ainem arbättsamen fürsten zuo kumen mich in ritterlichen handlungen zu gebruchen und alle ritterspil zu lernen.“*⁷ Hatte er zuvor Dienst bei einer Fürstin getan und war primär im höfischen Kontext aktiv, sieht er im Alter der „Mannbarkeit“ Anlass sich anderen Tätigkeiten zu widmen. An mehreren Stellen weist er auf die Alternative zu ritterlicher Tätigkeit hin, sie besteht im schon im Erec Hartmanns von Aue kritisierten „*verligen*“, also der gemütlichen Untätigkeit. Betrachtet man die Ritterdidaxen des Spätmittelalters findet man auch hier immer wieder das Bild des schlechten weil faulen und untätigen Adligen, das bisweilen auch direkt mit Schwäche, Weichheit und Weiblichkeit in Verbindung gesetzt wird.⁸ Der Wunsch den heimischen Hof zu verlassen und auf Abenteuerfahrt zu gehen, wird als elementarer Ausdruck einer ritterlich-männlichen Identität aufgefasst, ein Abweichen als defizitär. Eine besondere Rolle spielt hierbei das Fortbewegungsmittel des Ritters, die enge Verbindung von Mann und Pferd verweist als nicht nur praktische sondern in Bild und Text auch symbolisch zu verstehende Einheit auf die Bedeutung des Reisens. Es ist Zeichen des Standes und viriler Aktivität, substituiert in Chroniken bisweilen die Figur des Reiters und dient als quantifizierbares Statussymbol. So lassen sich die häufigen Bemerkungen zur Zahl der Pferde, die ein Mann zugeteilt bekommt oder zu eigen hat, nicht voll auf die ökonomische Bedeutung der Tiere reduzieren, bleiben doch gleichzeitig andere ökonomisch vergleichbare Gegenstände ungezählt oder sogar völlig unerwähnt. Stellt Klaus Theweleit für die Biographien faschistischer Offiziere eine Sprache der Zärtlichkeit für ihre Pferde bei gleichzeitig sachlicher Beschreibung ihrer Frauen fest,⁹ so lässt sich für die ritterlichen Biographien zwar keine emotionale Differenzierung aber doch eine rein quantitative erkennen: Während Pferde allgegenwärtig sind, erscheinen Frauen im besten Falle als Randfiguren, sie sind örtlich gebunden, handeln in einem sehr engen, eher reaktiven Rahmen – sofern sie überhaupt handeln – ein größeres Interesse ihnen gegenüber ist – zumindest in den von mir bislang gesichteten Quellen – nicht festzustellen. Im Fokus der Erzählungen stehen demzufolge auch die Beziehungen zwischen dem Protagonisten und anderen Männern. Dabei scheint die homosoziale Sphäre des ritterlichen Mannes in Fronten zu zerfallen, neben gesellschaftlichen Hierarchien werden die verschiedenen Akteure nach dem Schema von Freund und Feind kategorisiert. Nicht ritterliche bzw. nicht kämpfende Männer

⁶ Bourdieu: Die männliche Herrschaft.

⁷ Ehingen: Reisen. S. 20/21.

⁸ Vgl. Johannes Rothe: Ritterspiegel; Geoffrey de Charny: Book of Chivalry.

⁹ Theweleit, Klaus: Männerphantasien.

treten – wenn sie auftreten – als Opfer bzw. Verhandlungsobjekte auf, so z.B. wenn Götz von Berlichingen wiederholt Kaufleute als Geiseln nimmt, um Lösegelder oder günstige Fehdeabschlüsse zu erzwingen.

4. DIE MUSTER

Dieser Götz von Berlichingen ist bis heute – zum großen Teil über die literarische Vermittlung – im Gedächtnis geblieben, nicht zuletzt aufgrund einer anatomischen Kuriosität: Der eisernen Hand. Die Erzählung wie es dazu kam, überrascht den modernen Leser zunächst: Nachdem Hand und Unterarm von einem Geschütz zerschmettert wurden, folgt in der Beschreibung zunächst die Verwunderung darüber, dass er nicht vom Pferd gerissen wurde und dann der Hinweis *„so thet ich eben als waere mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um [...]“*.¹⁰ Nun ist die stoische Reaktion für vergleichbare Selbstzeugnisse nicht ungewöhnlich, sondern vielmehr die Norm; auffällig ist aber die Haltung der scheinbaren Unberührtheit, denn wie wenig später klar wird, war Götz durchaus betroffen: *„und waere das mein Bitt zu Gott, die ich thet, wann ich in seiner Goettlichen Gnad waere, so solt er im Nahmen Gottes mit mir hinfahren, ich waere doch verderbt zu einem Kriegsmann“*.¹¹ Die Angst nicht länger als *Kriegsmann* aktiv sein zu können, scheint mir dabei keine individuelle Einstellung des Protagonisten zu sein. Es drängt sich das mittelalterliche Sprichwort auf ‚Lieber in Ehren zu sterben, als in Schande zu leben‘. Männliche Ehre hängt in dieser Gesellschaft wesentlich von der Fähigkeit ab sich stetig in zwischenmännlichen Konflikten zu bewähren. David Gilmore hat für verschiedene Kulturen festgestellt, dass Männlichkeit höchst fragil und instabil konzipiert ist, dass sie auch nach einer rituellen Initiation immer wieder aufs Neue bewiesen werden muss. Nehmen wir eine vergleichbare Struktur für die Männlichkeitsvorstellungen des ritterlichen Adels an, erklärt sich nicht nur die spezifische Angst des Götz von Berlichingen, sondern auch die Art und Weise in der ritterliche Selbsterzählungen strukturiert sind.

Bei allen bislang genannt Autoren finden wir eine serielle Abfolge von Reisen und Kämpfen, wieder und wieder Erzählungen von ähnlich verlaufenden Konflikten, die außer durch die aktive Beteiligung des Protagonisten kaum miteinander in Verbindung stehen. Bei allen haben werden starke Bedrohungskulissen aufgebaut, die sich grob in drei Gruppen unterteilen lassen: Zunächst die alltäglichen Gefahren des Reisens, die von häufig schlechter Versorgung, Schlafmangel und nicht zuletzt Wetterbedrohungen geprägt sind – so weist z.B. Götz immer wieder auf Ritter hin, die einem Hitzschlag zum Opfer fallen. Als zweites Bedrohungsmuster dient die Darstellung von überlegenen Gegnern, so tritt Georg von Ehingen gegen einen riesigen Heiden im Zweikampf an und Götz von

¹⁰ Berlichingen: Ritterliche Thaten. S. 60.

¹¹ Ebd. S. 61.

Berlichingen führt als einfacher Ritter Fehden gegen große Territorialherren. Die letzte Form eine Bedrohungskulisse aufzubauen klang bereits im Berlichingen-Zitat oben an: Das Erzählen von eigenen, schweren und dauerhaften Verletzungen. Jede dieser Bedrohungen dient in der Erzählung der Hervorhebung eigener Leistungen und eigener Durchsetzungsfähigkeit.

Wenn Männlichkeit durch stetige Bewährung und andauernde Verteidigung der eigenen Ehre konstituiert wird, lässt sich die Serialität dieser Erzählungen als narrative Umsetzung dieser Bewährungsprozesse verstehen. So wie das ritterlich männliche Leben als ununterbrochener Kampf um die eigene Ehre verstanden wird, wird die Erzählung dieses Lebens als weitgehend unverbunden, ununterbrochene Abfolge von Reisen und Kämpfen gestaltet.

Betrachtet man zu guter Letzt die Position der Erzähler, fällt auf, dass sie in dem von mir vorgetragenen Männlichkeitskonzept defizitär erscheinen; denn sie schreiben als alte, sesshafte und kriegerisch weitgehend inaktive Herren. Wie können sie sich weiterhin bewähren ohne zu kämpfen? Die Antwort auf diese Frage, findet sich – so meine abschließende These – in Form der Texte selbst. Denn wer keine neuen Gefahren bestehen kann, der kann immer noch seine vergangenen Abenteuer sichtbar machen, um sich zu beweisen und seine Leistungsfähigkeit zu vergegenwärtigen.